

---

# Elfriede sei mit euch

Ein Theaterstück, ein Buch und ein Dokumentarfilm bieten Gelegenheit, die Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek neu zu entdecken. Warum Sie dabei nur gewinnen können.

Von [Theresa Hein](#) (Text) und Julia Plath (Illustration), 30.11.2022



Irgendwann in einer Diskussion unter Arbeitskolleginnen ging es darum, ob wir in Sachen Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau als Gesellschaft weitergekommen seien. Ausgelöst wurde die Diskussion durch den Prozess um Johnny Depp und Amber Heard. Ich beantwortete die Frage, ob wir weitergekommen seien, spontan mit «Ja». Ein Kollege schüttelte vehement den Kopf. Seitdem fällt mir wieder verstärkt auf, wo wir *nicht* weitergekommen sind, und dann ärgere ich mich ein bisschen darüber, dass ein Mann mich darauf hinweisen musste.

Übrigens ist wohl beides wahr.

Was heisst es, eine Frau in Europa zu sein, und heisst es etwas anderes als noch vor zehn, zwanzig, dreissig oder fünfzig Jahren? Drehen wir uns im Kreis?

Statistiken, zum Beispiel zur Geschlechterverteilung in politischen Ämtern, in denen Frauen heute viel häufiger auftauchen als früher, sprechen die Sprache des Fortschritts.

Die Lebensrealität aber ist oft von dem gekennzeichnet, was verschwiegen und nicht in Daten erhoben wird. Fortschritt in der einen Ecke kann in einer anderen wie eine Fremdsprache klingen, von der man kein Wort versteht.

Die Autorin und Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek veröffentlicht nun schon seit über einem halben Jahrhundert Texte, in denen es häufig um diese Fragen geht, mal direkt, mal indirekt. Oft geht es auch um Gewalt an (willkürliche Reihenfolge in dieser Aufzählung) Kindern, Jüdinnen, Geflüchteten, Roma, Seniorinnen, kurz, Gewalt des Menschen am Menschen, und ja, auch hier wieder, Gewalt an Frauen. Weitere Themen der Autorin: Kapitalismus, (Neo-)Nazis, Korruption, Après-Ski, Klassen- und Leistungsgesellschaft, Verdrängung von Verbrechen aller Art, dysfunktionale Familien, Steuerbetrug, Österreich.

Die Texte drehen sich um Extreme.

Eine gewisse Scheu vor der Arbeit Elfriede Jelineks ist aus diesem Grund spürbar auch bei jenen Menschen, die gern und viel lesen und ins Theater gehen. Jelinek fordert, und nicht jeden Freitagabend ist man in der Stimmung, sich fordern zu lassen.

Manche hören aber auch «Jelinek» und denken «anstrengend», und dann stellt sich vielleicht erst auf Nachfrage heraus, dass sie das Werk der Autorin kaum oder gar nicht kennen. In diesem Fall ist die Scheu auf jahrzehntealte öffentliche Beurteilungen von Jelineks Arbeit zurückzuführen, einen Vorgang, den wir uns gleich noch genauer ansehen.

Bei mir hing die Scheu lange mit einem ganz anderen Gedankengang zusammen, es hat mit dem in die Texte eingeschriebenen Feminismus zu tun.

Manchmal, mit einer gewissen Latenz, beschleicht mich nämlich immer noch das Gefühl, ich würde mir stellvertretend eine Revolution überziehen wollen, wenn ich mich für Gleichberechtigung und feministische Belange einsetze. Jelinek, eine Autorin, die 45 Jahre vor mir geboren wurde, kämpft mit ihren Texten, in denen Frauen Schreckliches zustoßt, die wie am Fliessband misshandelt, vergewaltigt und getötet werden, einen Kampf, der mir – so der Gedanke – doch gar nicht zustehe. Manchen Altersgenossinnen geht es ähnlich:

–

Nie in einer missbräuchlichen Beziehung gewesen, oft in ein liebevolles Familiennetz eingebettet, haben wir Berufe erlernt, in denen wir nicht in einer Fabrik ausgebeutet werden.

- Niemand sperrt uns ein, weil wir mit offenen Haaren nach draussen gehen, und manchmal haben wir unsere Jobs bekommen, weil in den Stellenausschreibungen dezidiert nach Frauen gesucht wurde.
- Gewalterfahrungen haben wir nie gemacht.

Womit wir wieder bei Elfriede Jelinek sind.

Denn der letzte Satz aus obiger Aufzählung ist Stuss, und zwar in den aller-allermeisten Fällen.

## **Dürfen Sie den Kampf mitkämpfen? Wollen Sie es?**

Vielmehr ist es so: Der Generation unserer Grossmütter wurde eingetrichtert, Gewalt stosse Frauen zu, weil sie Frauen sind, als eine Art beinahe unumstössliches Naturgesetz, das zutiefst widernatürlich war. Die Generation unserer Mütter lernte, wenn ihr Gewalt angetan wurde, zu schweigen, weil sie es «schon so viel besser» hatte als die Frauen der Generationen davor, und glaubte dann oft, sie hätte kein Recht, sich zu beschweren. Und die Generation der Millennials, zu der ich zähle, wuchs auf in dem Glauben, Chancengleichheit (wo sie existierte) gehe einher mit einem Recht auf Unversehrtheit. Wo das nicht der Fall war, hat sie verinnerlicht, anderen sei «sicher Schlimmeres» passiert, es sei «lange her» oder «halb so wild» gewesen. (Man braucht keine Statistiken, um das herauszufinden, es genügen direkte Gespräche. Es fallen auffällig oft dieselben Worte.)

Wo die Relativierung von Gewalt ein Schutzmechanismus ist, ist es zwar das gute Recht der jeweiligen Person, diesen Schutzmechanismus zu nutzen.

Wo die Relativierung von Gewalt am Menschen allerdings System hat (und wo sich dieses System bewusst den Schutzmechanismus der Einzelnen zunutze macht), setzen die Texte von Elfriede Jelinek an.

«Was wir nicht sehen, das gibt es nicht», lautet ein Zitat aus einem der berühmtesten Theaterstücke Elfriede Jelineks. Indem sie das Schlimmste zu Papier bringt, was man sich nur für ein Menschenleben vorstellen kann, zeigt sie auf: Verdrängung ist nicht. Das provoziert verständlicherweise, und für die Leser ist es harte Arbeit, sich das zu Gemüte zu führen.

Dieser Herbst, in dem mehrere neue Texte von Elfriede Jelinek zur Uraufführung gelangen, ein neues Buch und ein herausragender Dokumentarfilm erscheinen, ist jedoch die Gelegenheit, die Arbeit der Literaturnobelpreisträgerin neu zu entdecken.

Eigentlich sollte das hier ein Porträt werden, über die Frau, die Texte schreibt, die in Frauen wie mir das Bedürfnis wecken, mental Fensterscheiben einzuschmeissen, weil sie zeigt, dass mich eben *doch* alles etwas angeht, dass es keine Frage ist, ob man einen Kampf mitkämpfen darf. Sondern ob man ihn mitkämpfen will.

Wie Journalisten das normalerweise angehen? Sie stellen zum Beispiel eine Interviewanfrage an den Verlag oder eine Agentur, die sich manchmal über Monate hinweg ziehen kann, sie versuchen, Kontakt über Bekannte aus der Branche herzustellen, damit sie mit der berühmten Interviewpartnerin sprechen können. Wenn es dann plötzlich klappt, hoffen sie, der Person in diesem Gespräch Sätze zu entlocken, die sie sonst zuvor noch nie zu je-

mandem gesagt hat, und dann fühlen sie sich ganz grossartig, weil sie so ein feinfühliges Gespräch geführt haben und sehr viele Menschen das grossartige Gespräch lesen wollen. (Ich übertreibe nicht. Ich hatte das genauso vor, und genauso grossartig hätte ich mich gefühlt.)

Blöd ist nur: Elfriede Jelinek gibt seit Jahren keine Interviews mehr.

Als ich am Tag nach der ersten Anfrage noch mal beim Verlag anrufe, weil ich eine Nacht wach lag mit der präpotenten Überzeugung, Elfriede Jelinek und ich könnten uns blendend verstehen einerseits, und andererseits dieser brennenden Frage, «Wirklich?», versichert mir die Frau am Telefon freundlich: wirklich.

## Ans Werk

Jelineks Arbeit muss also für sich sprechen und das gute Gespräch sich aus ihren Texten ergeben. Aber vielleicht ist das sogar besser so, denn eine irreführende Verknüpfung von Person und Werk ist gerade bei Elfriede Jelinek schon häufig genug passiert.

Also ans Werk, im Wortsinn. Die wohl am meisten diskutierte Wunde der jüngeren Zeit ist die Klimakatastrophe. Und wer könnte sich dazu besser äussern als die, die das alles ebenso direkt betrifft wie die Menschheit, die aber nie gefragt wird, wie es ihr dabei geht – die Sonne?

Es ist nicht meiner Laune unterworfen, ob ich scheine, es ist einfach so, ich kann nicht anders, und Sie wissen das. Ja, die Bewegung der Erde, dieser lächerliche Fettklops voll Klopapier, Dreck, Schaum und Abschaum und dieses Stück Sand hier, das alle Menschen gemeinsam geschaffen haben, extra für mich haben sie geschaufelt und gebaggert, sogar mit schwerem Gerät, damit sie jetzt wen anbaggern können.

Elfriede Jelinek: «Sonne, los jetzt!»

Abschätzig ist die Sonne in Elfriede Jelineks neuem Theaterstück «Sonne, los jetzt!», das im Dezember zur Uraufführung am Zürcher Schauspielhaus gelangt. Müde ist sie auch, und sie ruft uns in Form eines 20-seitigen Monologs ins Gedächtnis, dass der Sonnenaufgang jeden Morgen und der Sonnenuntergang jeden Abend keineswegs Selbstverständlichkeiten sind.

Sogar die Sonne, die Reserve, von der wir glauben, sie sei unerschöpflich, hat irgendwann ein Ende – auch wenn die Menschheit dieses Ende nicht mehr erlebt. Elfriede Jelinek beschreibt die Sonne als eine, die sich jeden Tag abrackert und keinen Dank dafür erfährt. «Ich geh ja schon», sagt die Sonne an einer Stelle im Stück. Und weiter:

Ich geh ja immer, wenn Sie es mir sagen, wenn die Abendnachrichten im Fernsehern kommen, spätestens dann bin ich weg. Aber einmal werde ich nicht wiederkommen, Sie werden sehen, Sie werden nicht sehen, Sie werden nichts sehen, denn ich werde fort sein.

Die Sonne hat die Schnauze voll. Alle reden von *quiet quitting*, der inneren Kündigung, in Elfriede Jelineks Stück betreibt die Sonne dagegen eine *loud quitting*, und wir im Publikum tun gut daran, ihr zuzuhören. Die Sonne macht zwar eigentlich noch Dienst nach Vorschrift. Aber diese Vorschrift wird mit jedem Grad Celsius mörderischer – schuld ist der Mensch.

Man kann an diesem Zitat übrigens sehr schön sehen, was Elfriede Jelineks Sprachkunst unter anderem ausmacht. Denn was auf den ersten Blick

klingt wie drei Wiederholungen, sind minimal abgeänderte Formulierungen mit grosser Wirkung. Hier eine Verneinung hinzugefügt, dort ein einzelner Buchstabe, und schon verändert sich die Botschaft des Textes von pädagogischer Warnformel (Sie werden sehen) zur Uneinsichtigkeit des Menschen, der eben nicht gewillt ist, dazuzulernen (Sie werden *nicht* sehen), bis zum zwangsläufigen Ergebnis, der völligen Dunkelheit (Sie werden *nichts* sehen).

Es ist ein Markenzeichen Elfriede Jelineks, mit einem einzelnen Buchstaben eine Aussage komplett in ihr Gegenteil zu verkehren.

Der Regisseur Nicolas Stemann, der «Sonne, los jetzt!» gemeinsam mit einem Folgetext Elfriede Jelineks auf die Bühne bringt (das zweite Stück trägt den Titel «Luft»), sagt zum Stück: «Es geht um die vermeintliche Unendlichkeit des Lebensstils in westlichen Gesellschaften. Uns ist zwar bewusst, dass es nicht unendlich so weitergehen kann, aber wir tun trotzdem so, als könnte es das. Wir können und wollen uns nicht vorstellen, dass der konsumorientierte Wohlstand ein Ende hat, obwohl wir ja wissen, dass er sehr zerstörerisch ist.»

Es ist eine Umformulierung des Zitats «Was wir nicht sehen, das gibt es nicht», einem Schlüsselzitat für die Texte Elfriede Jelineks.

Übrigens sei es sehr schwierig, das Thema Klimakatastrophe am Theater zu behandeln, sagt Nicolas Stemann, denn das Schauspielhaus-Publikum wäre ja ohnehin meist bereit, Greta Thunberg oder Luisa Neubauer recht zu geben. «Wir leugnen die Katastrophe ja nicht einmal. Und trotzdem schaffen wir es, so zu tun, als ginge uns das alles nichts an.»

Das «Trotzdem», den Haarriss der Gesellschaft, zerrt Elfriede Jelinek mit ihren Texten auseinander, bis er zu einer klaffenden Lücke wird, bei der man nicht mehr so tun kann, als sähe man sie nicht. Mit einem vergewaltigenden Ehemann wie in «Lust», mit auferstandenen Opfern der NS-Zeit, die eine Pension in der Steiermark stürmen («Die Kinder der Toten») oder eben jetzt mit einer monologisierenden Sonne.

Der Regisseur Nicolas Stemann kennt die Jelinek-Scheu übrigens auch. Vor seiner ersten Jelinek-Inszenierung, «Das Werk» am Burgtheater, dachte er, Jelinek-Literatur «sei so ein bisschen die Literatur meiner Eltern». Es sei viel um Österreich gegangen, er fand den politischen Zugang nicht, kämpfte mit dem Text. Bis er ihn sich laut von einem Schauspieler vorlesen liess.

Es ist seine Empfehlung für alle Jelinek-Texte. «Was mir sehr geholfen hat, ist die Metapher der Musik. Musik versteht man auch, ganz konkret und trotzdem nicht intellektuell. Bei den Texten von Elfriede Jelinek ist es genauso. Die wollen auch teilweise missverstanden werden. Die halten das auch aus.»

Während wir über das Stück sprechen, fällt auf, wie unterschiedlich man es lesen kann. Stemann findet, die Sonne spräche erschöpft. Ich finde, sie spricht wütend. Beide finden wir, es ist ein tieftrauriges Stück.

Bei aller Traurigkeit, die die Sonne im Stück verbreitet, wird es aber auch dies: lustig. Etwa, wenn die Sonne die Beschwerden der Erde an uns Menschen weitererzählt. Die Erde kennt die Sonne gut, sie beleuchtet ihre Seiten ja im Wechsel.

Sie müssen gar nichts tun. Da ist die Strasse, dieses Zeugs zum Gehen, ja. Weiter nur, nur weiter! Hören Sie, wie die Erde zittert? Ich höre sie denken. Sie sagt: Was wird denen heute wieder einfallen! Haben sie diese Löcher noch

immer nicht mit Teer aufgefüllt? Doch zuletzt schreitet sie dann doch machtvoll daher, die Erde, dreht sich im Bauerntanz, gemächlich, aber unaufhörlich, da kommt sie ja schon wieder, vorhin hab ich sie weggeschickt, da ist sie schon wieder, aber dort, ja dort, auf der andren Seite nun, dort bin ich jetzt einen Tag lang Mieter und schmeisse etwas Leben wie Konfetti aus der Tüte, wie Popcorn aus dem Eimer! Dort geht sie hin, die Sonne! Nach Hause! Folgen Sie mir, ich bin Ihre Gefährtin. Ich wusste doch, dass Ihnen das gefällt.

Elfriede Jelineks Sonne unterhält uns auch noch, während sie uns Vorhaltungen macht. Durch die Drastik, mit der die Sonne beschreibt, wie sie uns die Badeanzüge auf die Haut brennen wird, wird allerdings auch der Humor, der im Text immer wieder aufblitzt, schwer verdaulich. Gut so, denn zu bequem machen soll es sich niemand (falls das hier noch irgendjemand geglaubt hat).

Vor der Inszenierung von «Sonne, los jetzt!» war das letzte Stück, das Nicolas Stemann am Schauspielhaus inszenierte, übrigens «König Ödipus» von Sophokles. Er sagt: «Das war so einfach im Vergleich zu Jelinek.»

## Die mit dem Finger zeigt

«Jelinek» steht also für ein komplexes Werk und aufrüttelnde Texte, mitunter schwieriger zu veranschaulichen als die alten Griechen. Während sich die Autorin Elfriede Jelinek in den Jahren seit dem Literaturnobelpreis 2004 immer mehr aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hat, verhandelt ihr vor zwei Wochen erschienenen Buch «Angabe der Person» auch biografische Details.

Es ist ein Text, den Elfriede Jelinek angeblich nach einer Steuerprüfung bei sich zu Hause verfasst hat und in dem sie auf ihr Leben zurückblickt. Die Autorin Elfriede Jelinek, von der wir jetzt für einen Moment so tun, als schreibe sie von der realen Person Elfriede Jelinek (was wir aber natürlich nicht wissen), erzählt die Kränkung einer Steuerprüfung nach. Vor allem das Herumwühlen in ihren Sachen hat sie erschüttert, wenn sie schreibt:

... diese Herren hier, die in meinen Schubladen herumwühlen und meine Plüschtiere runterschmeissen ...

Elfriede Jelinek: «Angabe der Person»

Aber damit nicht genug. Schnell geht es um Jelineks katholische Mutter, die sich stur weigerte, sich von ihrem jüdischen Mann scheiden zu lassen, was diesem in der NS-Zeit den Kopf rettete:

Hätte meine Mutter sich scheiden lassen ..., welcher dies dringend nahegelegt wurde, die jedoch selbst mit einem gefälschten Ariernachweis unterwegs war, hätte Mama sich scheiden lassen, was dann dem Papa passiert wäre, will ich mir nicht vorstellen.

Neben Details zu ihren Eltern und ihrer Familie geht es im neuen Buch aber auch um Kapitalismus, Korruption und die Förderung rechtspopulistischer Parteien durch schwerreiche Unternehmer. Mit den Nachkommen ehemaliger SS-Mitglieder und deren Vermögen rechnet Elfriede Jelinek ab, mit der weitverbreiteten Unfähigkeit, human mit Geflüchteten umzugehen, mit der Fifa, Hitler, dem Bundesland Bayern, der Schweiz, Luxemburg, mit Briefkastenfirmen, mit vergewaltigenden Männern und ihrer, Elfriede Jelineks, eigener Endlichkeit. Am Anfang des Buches heisst es:

... mein Opa war Buchbindergehilfe, woher hätte er es nehmen sollen und nicht stehlen? Der wurde ja selbst deportiert, in einer geheimen Wohnung, mit andren zusammen, mein mittelloser Opa im Versteck mit andren, mein Opa war ein Jammerer, unaufhörliches Geseire, hierhin wollte er nicht, dorthin wollte er nicht, in ein sicheres Drittland wollte er nicht, es hat sich ihm auch keins angeboten, ins KZ wollte er auch nicht, er war halt wählerisch, nirgendwohin wollte er, nur bleiben, wo er war, aber das ging nicht, da haben ihm die häufig wechselnden religiösen Bekenntnisse, die kein Gott je hören oder erhören wollte, auch nichts genützt.

☒ Das Buch ist ein scheinbar nicht endender Gedankenstrom, dem man manchmal nur schwer folgen kann, mit einem Sprachspiel auf der kleinstmöglichen Ebene. (Sicher ist Ihnen aufgefallen, dass der Opa im obigen Zitat *deponiert* wird anstatt *deportiert*.)

Sehr fein dringt auch in «Angabe der Person» Jelineks Humor durch das Geschriebene durch, etwa, wenn sie eine ihrer Angewohnheiten aufs Korn nimmt:

Auf wen soll ich jetzt mit dem Fingerchen zeigen? Das mach ich doch so gern.

Oder wenn sich die 76-Jährige Gedanken über ihren Tod macht:

Bei mir dauerts gewiss nicht mehr lang, dann können sie mich kennenlernen, die guten Toten, leider sind die bösen auch dabei.

Oder wenn sie vor dem inneren Auge der Leserin das Bild von Leichen aufruft, die von einem Bulldozer weggekartt werden, und hinzufügt, man möge sich bitte nicht aufregen:

Ich denke, also bin ich, denke ich zu Ende an das Ende, an das Sein zum Tode. Warum soll ich das nicht dürfen? Es muss ja nicht mein Tod sein. Ich kann in Toten geradezu wühlen. Von nichts gibt es so viel, nicht einmal von Geld. Ich werfe die Körper in die Luft, und noch immer bleiben Massen von ihnen übrig, da kommt schon der Caterpillar, um sie ordentlich zusammenzuschieben, damit man sie, vereint, entsorgen kann. Ich werde doch wohl vom Tod meiner Verwandten sprechen dürfen, für Sie sind es Fremde. Ich kann ja nichts dafür, dass meine Familie Ihnen fremd ist.

Sarkasmus, Sprachspiel und brutale Realität fließen bei Elfriede Jelinek derart schnell zusammen, dass einem überhaupt nicht zum Lachen zumute ist. Allerdings auch nicht zum Heulen. Man liest das, muss schlucken und weiterlesen, oft auch neu ansetzen. Über ihre Ewigkeitssätze reflektiert die Autorin auch noch und erklärt, sie habe die nun einmal nicht immer unter Kontrolle:

Ich muss mir selbst vorausdenken, aber das ist doch immer so, oder?, der Satz will immer alles, was er sieht; alles, was er sieht, will er gleich haben, deswegen wird das Meinige immer so lang.

Der Schweizer Regisseur Jossi Wieler, der den Text in diesem Winter am Deutschen Theater Berlin inszeniert und Elfriede Jelineks Stücke bereits in Hamburg, Zürich und München an den grossen Schauspielhäusern auf die Bühne gebracht hat, sagt, «Angabe der Person» sei ohne Zweifel der persönlichste Text, den er bislang von Elfriede Jelinek kenne. Er sei beim Lesen sehr berührt gewesen.

Das mache es natürlich «nicht unheikel», den Text szenisch umzusetzen. Denn «wer ist dann diese Sprechende, die all die persönlichen Schilderungen, zum Beispiel von Deportationen der Familienmitglieder, auf der Büh-

ne erzählt?», fragt er. «Ich glaube, dass Elfriede Jelinek Sprache in erster Linie hört und nicht als Bühnengeschehen vor sich sieht.» Auch Wieler berichtet, dass er es sich zur Gewohnheit gemacht habe, neue Jelinek-Texte im Team zu erarbeiten, nicht nur mit den Schauspielerinnen, sondern auch mit den Dramaturgen oder Kostümbildnerinnen. «Elfriede Jelineks Texte sind Partituren. Es stellt sich immer wieder aufs Neue die Frage, wie man sie hörbar macht.»

Und noch etwas ist Wieler wichtig zu erwähnen: «Die Spielerinnen, die sich die Texte aneignen müssen, haben eine sichtbare Freude daran, eben weil die Sprache der Autorin so gestisch ist. Wenn man einmal auf diesem – ich würde fast sagen, Jelinek-Trip – ist, wird das Sprechen der Texte körperlich. Man kommt in einen Sprachraum hinein, weil Jelinek die Sprache selber sprechen lässt.»

Trotz der Menge des Textes, den sich das Ensemble aneignen müsste, sei immer wieder der Spass am Textsprechen sichtbar, etwas, was der Regisseur auf diese Weise kaum von anderen Autoren kenne. «Elfriede Jelinek spielt nicht nur mit Bedeutung, sondern mit Klängen, an einigen Stellen auch mit ihren Kalauern, die sie manchmal einfach nicht lassen kann und aus denen sie dann wieder neue Funken für ihr Schreiben schlägt.»

Apropos nicht lassen können: «Lassen» will Elfriede Jelinek in ihrem neuen Buch schon gleich gar nichts:

Seien Sie ruhig, sagen Sie? Weil das, was ich sage, gegen mich verwendet werden kann? Guter Mann, schon immer ist das, was ich sage, gegen mich verwendet worden, das bin ich gewöhnt!

Nach dem Blick ins Zürcher Schauspielhaus, in dem die Sonne bald zu den Zuschauern sprechen wird, nach dem Zwischenstopp Berlin, wo Jossi Wieler im Dezember Elfriede Jelineks Steuerprüfung inszenieren wird, begehen wir uns zum Schluss noch dahin, wo alles angefangen hat: nach Österreich.

## Der «Abstieg» als Autorin

Wir blicken durch Strassenbahnfenster auf die einschüchternde Kulisse der Altstadt Wiens, auf verschneite Skipisten und über golden ausgeleuchtete Wiesen der Steiermark. Mit diesen Aufnahmen hat die Regisseurin Claudia Müller ihren neuen Dokumentarfilm «Elfriede Jelinek. Die Sprache von der Leine lassen» bebildert. In Österreich ist Elfriede Jelinek geboren, 1946, genauer in Mürzzuschlag, und wenn ihr früher vorgeworfen wurde, die Welt sei nicht so schrecklich, wie sie sie darstelle, antwortete Jelinek, in der Steiermark schon.

In Wien wurde Elfriede Jelinek dann nicht nur gross, sondern auch für den Schrecken des Krieges sensibilisiert, der Vater zeigte ihr schon früh Fotos von Leichenbergen vor befreiten Konzentrationslagern. Auf einer katholischen Privatschule lernte sie die Funktionsweise des Kapitalismus kennen. Die dickeren Kinder waren immer die aus besseren Verhältnissen, weil die in der Nachkriegszeit mehr zu essen hatten.

Elfriede Jelinek hat in ihrem Leben nicht nur früh gelernt, nicht wegzuschauen, sondern auch, genau zu beobachten, und dann, als Teil einer Generation, die mit Rudi Dutschke politisiert wurde: nicht zu schweigen. Ein Beispiel ist der erste grosse Knall, den ihr Theaterstück «Burgtheater» über die österreichischen Landesgrenzen hinaus hervorrief. Dabei fand die Ur-



aufführung nicht einmal in Wien statt, sondern in Bonn, mehr als 700 Kilometer entfernt.

In Österreich galt bis dahin das berühmte Burgtheater-Schauspielerpaar Paula Wessely und Attila Hörbiger als unantastbar. Beide hatten jedoch während des NS-Regimes in Propagandafilmen mitgewirkt und im Nachhinein verlauten lassen, ihnen sei nicht bewusst gewesen, bei was sie da mitgemacht hätten. Besonders krass ist der antipolnische und antisemitische Propagandafilm «Heimkehr», der nach dem Krieg von den Alliierten mit einem Aufführungsverbot belegt wurde. Die Regisseurin Claudia Müller hat nun auch von diesem Film geschickt Szenen in ihrer Dokumentation platziert, um den Skandal zu illustrieren.

In «Burgtheater» rezitiert ein brutal handelnder, verfremdeter Schauspielerclan, der aber eindeutig die berühmte Theaterfamilie darstellen soll, in der gemeinsamen Stube nicht nur Sätze aus dem Propagandafilm, sondern auch unverständliches, aneinandergereihtes Zeug. Dieses wechselt sich ab mit Sätzen, die auch in Jelineks Kunstdialekt klar verständlich sind, wie diesem, den ich nun schon ein paar Mal in seiner hochdeutschen Übersetzung zitiert habe:

Davon wissen mir nix! Des sengen mir gor nett. Wos mir net sengen, des gibts net!

Elfriede Jelinek: «Burgtheater»

Im Stück «Burgtheater» war die Kunstsprache und das Wirrwarr der Äußerungen der Figuren ein genialer Streich Jelineks, um auch auf der Textebene zu kritisieren: Einem Menschen, der bei Sinnen ist, ist klar, was er für Worte in den Mund nimmt. Egal, ob es Kauderwelsch ist oder brandgefährliche Propaganda.

Es sei der Beginn ihres Abstiegs als Autorin in Österreich gewesen, sagt Elfriede Jelinek im Film, und es stimmt wohl. Die Schublade «Nestbeschmutzerin» wurde geöffnet und Elfriede Jelinek hineingelegt. Claudia Müller ist es gelungen, Archivmaterial, das eine junge und ehrgeizige Lyrikerin mit fingerdickem Kajalstift zeigt, mit jüngeren Interviewsequenzen der Autorin zu paaren und einen Film zu schaffen, in dem der Text immer an erster Stelle steht. Der Regisseurin gelingt das, indem sie mit viel Liebe für Pointen und musikalische Details, aber auch Mut zur Stille, immer wieder Jelineks Texte von Schauspielern wie Martin Wuttke und Sandra Hüller hat einlesen lassen.



ELFRIEDE JELINEK - DIE SPRACHE VON DER LEINE LASSEN - Trailer German | Deutsch

Claudia Müller hatte Elfriede Jelinek, als sie begann, am Film zu arbeiten, noch nie getroffen. Obwohl dann letztlich doch ein Gespräch zwischen Elfriede Jelinek und der Regisseurin stattfand, ist es im Film nur zu hören, nicht zu sehen. Müller stellt den «Scoop», der ihr gelungen ist, nicht in den Vordergrund, wie viele andere es getan hätten. «Ich wollte das nicht ausstellen. Und es hätte auch vom Inhalt abgelenkt.» Vermutlich ist auch deswegen, trotz der Masse an Text- und Archivmaterial, so ein ausgewogenes Porträt gelungen – und weil alles gleich viel wert ist. Text, Bild, Musik.

Aus dem Archiv kamen die Ausschnitte, liefen vor meinen Augen dahin und sind wieder verschwunden, ohne Wunden in mir. Den Schnitten, die schon da waren, wurde kein neuer Streifen mehr und keine neue Mullbinde hinzugefügt. Das ist wirklich wie ein Wunder.

Aus dem Brief Elfriede Jelineks zum Film «Elfriede Jelinek. Die Sprache von der Leine lassen»

So äussert sich Elfriede Jelinek zum Film. Claudia Müller bringt den Zuschauerinnen in ihrer Dokumentation nicht nur eine vermeintlich unnahbare Künstlerin sehr nah. Sie hat auch das Bild eines Menschen festgehalten, der, um weiterarbeiten zu können, vor allem eines sein musste: ganz schön zäh. Egal, wie bitter Elfriede Jelinek die Beschimpfungen gemacht haben, die bewusst am Kern ihrer Werkausgabe vorbei auf sie als Person zielten.

Als Jelineks Lieblingsregisseur Einar Schleef versuchte, die Autorin in den 90er-Jahren vom Verbot der Aufführung ihrer Stücke für Österreich abzubringen, und meinte, genau jetzt sei ihre aufrüttelnde Arbeit gefragt, äusserte sich Jelinek, wie sie sich in einem Interview erinnert, ehrlich verletzt und müde: «Ich hab gesagt ja, aber das tue ich doch jetzt schon so lange, und niemand glaubt mir.»

## Das Urteil und die Folgen

Es war bereits das zweite Aufführungsverbot, das Jelinek aufgrund des Rechtsrucks in der politischen Landschaft Österreichs erliess, und aufgrund der Beschimpfungen von medialer und politischer Seite gegen die Autorin.

Aus heutiger Sicht ist schwer fassbar, wie misogyn nicht nur Parteien wie die FPÖ, sondern auch die deutschsprachige Kritik mit der Autorin umging. Zur Erinnerung: Christoph Schlingensiefel wurde in der gleichen Zeit für seine politischen Aktionen von der Kritik als einer der letzten grossen Moralisten des Theaters gefeiert. Jelinek blieb die Rolle der unbequemen, ermüdenden Frau, die sich wiederholte.

Im «Spiegel» schrieb der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki nach der Vergabe des Literaturnobelpreises an Elfriede Jelinek im Jahr 2004, Jelineks «literarisches Talent» sei, «um es vorsichtig auszudrücken, eher bescheiden», und krönte seine Beurteilung mit dem Satz: «Mag sein, dass ihr Talent von ihrem (imponierenden) Charakter übertroffen wird. Wie auch immer: Sie ist schon eine tolle Frau, diese Elfriede Jelinek.»

Jelinek sagte dazu in einem berühmt gewordenen Interview: «Das ist die grösste Demütigung, zu sagen, sie ist eine beeindruckende, engagierte Frau, aber schreiben kann sie halt nicht. Das ist Verachtung. Damit kann ich schwer leben, weil ich mich ja selbst schon genug verachte.»

Reich-Ranicki war es auch, der bereits fünfzehn Jahre zuvor Werk und Autorin unübertroffen plump in der Literatursendung «Aspekte» verknüpfte, bei der Besprechung des Romans «Lust».



Video

Solche Äusserungen, das wird in der Rückschau mehr als deutlich, waren es, die dazu führten, wie Elfriede Jelinek nicht nur von der Kritik, sondern noch lange später von ihrer potenziellen Leserschaft aufgefasst wurde und bis heute wird. Als «mühsam», als «zu kompliziert», diese Assoziationen haben die Menschen vor Augen, möglicherweise noch bevor sie jemals auf eine Seite Jelineks geblickt haben, und man kann hier niemandem, dem es so geht, einen Vorwurf machen.

Das Beispiel Jelinek macht aber bedrückend deutlich, wie stark eine jahrzehntealte Beurteilung in der öffentlichen Wahrnehmung haften bleiben kann. Der Stempel «anstrengende Frau, anstrengende Literatur» wurde der Autorin immer wieder aufgedrückt und stellte sich als schwer abwaschbar heraus.

Was ja stimmt: Jelinek lesen ist der reine Stress, der Gewinn an Jelinek-Lektüre zwiespältig. Ihre Texte sind für viele Menschen nämlich kein Gewinn an schön verbrachter Freizeit, sondern an Wut und Fassungslosigkeit. Die Autorin wiederholt sich absichtlich, inhaltlich wie sprachlich, was am lesenden Ende fast immer in Erschöpfung mündet. Jelinek selbst sagte einmal, ihre Texte machten die Rezipienten ungemein wütend, weil sie ihre Figuren nicht als Handelnde darstelle, sondern als Ausgelieferte.

Interessant ist deshalb, wie sie im neuen Buch aufzeigt, wie sehr es auch ihr nahegeht, dauernd von schrecklichen Ereignissen zu schreiben, wie sehr sie selbst ausgeliefert ist. Einmal erzählt sie die Aussagen zweier Männer vor Gericht nach, die einer Vergewaltigung beschuldigt werden, und schlägt dann eine Brücke zu ihren Gefühlen als Autorin:

Hat die Frau geweint? Ich kann mich nicht mehr so gut erinnern, bleibt der Zweitverwerter, der Zweitficker vage. Sie hat nicht viel geweint, zu diesem Fazit kommt er. Was können wir dem Opfer vorwerfen? Dem Opfer können wir zumindest keine Lüge vorwerfen. Ich sehe nicht die Sonne, ich geh mal schauen, wo sie ist, danach werde ich mich ins Abgelegene, ich meine in die Ablage legen.

Elfriede Jelinek: «Angabe der Person»

Man kann nur hoffen, dass Elfriede Jelinek sich nicht so bald in die Ablage legt. Denn wer würde dann ihre Arbeit machen, die erst losgeht, wenn die Theatervorhänge heruntergelassen sind und die Buchdeckel zugeklappt?

---

### **Kleine, unvollständige, subjektive Jelinek-(Vor-)Leseliste:**

**Für Einsteiger:** «Die Liebhaberinnen» (1975), «Die Klavierspielerin» (1983), «Neid» (2008, nur Online), «Winterreise» (2011)

**Für Fortgeschrittene:** «wir sind lockvögel baby» (1970), «Stecken, Stab und Stangl» (1996), «Ulrike Maria Stuart» (2006), «Die Schutzbefohlenen» (2014), «Angabe der Person» (2022)

**Für Furchtlose:** «Burgtheater» (1985), «Lust» (1989), «Die Kinder der Toten» (1995), «Gier. Ein Unterhaltungsroman» (2000), «Rechnitz (Der Würgeengel)» (2008)

---

### **«Jelinek» sehen**

Nicolas Stemann (Regie), «Sonne, los jetzt!», Theater (Uraufführung), Schauspielhaus Zürich, ab 15. Dezember 2022. Termine.

Jossi Wieler (Regie), «Angabe der Person», Theater (Uraufführung), Deutsches Theater Berlin, ab 16. Dezember 2022. Termine.

Claudia Müller (Regie), «Elfriede Jelinek. Die Sprache von der Leine lassen», Dokumentarfilm, in Deutschland und Österreich ab November im Kino, Schweizer Kinostart offen.